

## Das Briefftaubenmädchen

Eine kalte Herbstbrise zischte am Ohr eines jungen Mädchens vorbei, während es vor einem kleinen, garagenähnlichen Anbau eines ziemlich alten einstöckigen Hauses stand und in die Ferne blickte. Sie trug nur eine dünne Bluse mit einem knielangen Rock, den der Wind gegen ihre Beine presste. Das Mädchen streifte sich einige Strähnen ungezähmten Haares aus dem Gesicht, kniff die Augen zusammen und blickte in den beißend hellen, komplett von Wolken bedeckten Himmel, sofern das der leichte Nebel erlaubte.

Immer wieder machte sie kleine Schritte, da sich die Kälte aus dem steinernen Boden unbequem schnell durch ihre Socken fraß. Viel zu oft verfiel sie in die schädliche Angewohnheit, bei unmöglichem Wetter draußen heruumzustehen, da sie die Ankunft ihrer Schützlinge stets kaum erwarten konnte. Da sich jedoch eine Weile lang nichts tat, entschloss sie, eine neue Taube loszuschicken. Sie nahm ein Stück Papier zur Hand und schrieb mit einem Füller ein paar Zeilen darauf.

*Liebe Nathalie,*

*Ich hoffe, dir geht es gut. Bald wirst du wieder eine längere Nachricht von mir erhalten, damit wir in unserem Projekt weiterkommen! Bis dahin bitte ich dich um etwas Geduld. Trotzdem hoffe ich, dass du eine schöne Zeit verbringst.*

*Falls du dich fragst, wie es mir geht – ich bin momentan etwas durch den Wind, weil mich die Ereignisse der Vergangenheit ein wenig schockiert und beschäftigt haben. Vielleicht wird es dir da nicht anders gehen. Ich habe das dumpfe Gefühl, ich gerate an meine Grenzen.*

Dann steckte sie den Zettel in ein Röhrchen und band es am Bein eines ihrer Tiere fest. Sie hielt die Taube in beiden Händen, bis sie vor das Haus trat und sie hinauf in den Himmel warf. Kurz darauf flatterte der muntere Vogel davon, während das Mädchen dem eleganten Wesen etwas sehnsüchtig hinterherblickte.

Einige Minuten später mischte sich unter das Pfeifen des Windes ein metallisch-rhythmisches Geräusch, und als die junge Dame die alte Asphaltstraße hinabblickte, an dessen unmittelbarer Seite ihr Zuhause gebaut worden war, erblickte sie, wie von unten ein Fahrrad den Hügel hinauffuhr. Kaum ein Moment verging, bis sie laut die Stimme erhob, mit dem Arm wedelte und dem Ankömmling deutlich »Hallo, Fynn!« entgegenrief.

Dieser radelte weiter, bis er auf ihrer Höhe angelangt war. »Hallo Emilia. Was machst du denn hier draußen? Du holst dir den Tod!«

»Wieso stellst du eine Frage, wenn du sie dann gleich selbst beantwortest?«, fragte sie sarkastisch und wandte sich wieder dem Himmel zu. Das neue Schuljahr hatte die beiden in die selbe Klasse verfrachtet. Erst seitdem hatten sie sich überhaupt kennen gelernt, obwohl seit langem nur wenige hundert Meter auseinander wohnten.

Fynn schien das Gurren aufzufallen, das aus der Tür hinter Emilia drang, woraufhin er den Kopf schüttelte. »Sag bloß, du wartest auf eine Taube? Was machst du mit denen überhaupt?«

»Ich schreibe Briefe. Es sind Briefftauben,«

»Soweit hatte ich mir das schon selbst gedacht. Kannst du keine Emails schreiben?«

»Wer weiß, wer da alles mitliest«, erwiderte Emilia und verzog ihren Mundwinkel. Sie machte einen Schritt

zurück, um vom Steinboden auf die Eingangsmatratze des Taubenstalls zu gelangen. Langsam begann sie zu frieren.

Emilias Antwort schien Fynn ganz und gar nicht zu gefallen. »Wer soll schon mitlesen? Dass sie alles speichern, heißt doch längst nicht, dass sie es lesen. Solange du dich nicht verdächtig machst, ist doch alles in Ordnung.« Plötzlich stockte Fynn. »Zum Beispiel, indem du dir einen Taubenstall hältst. Was sagt dein Großvater überhaupt dazu? Nicht, dass sie irgendwann hier vor eurer Haustür stehen.«

»Was soll der schon dazu sagen«, erwiderte das Mädchen genervt. »Sollen sie doch kommen!«

»Mir scheint es fast so, als hättest du ein Problem damit, dass sie mitlesen. Verbirgst du etwas?«, fragte er, halb scherzend und halb misstrauisch. Emilia ärgerte sein Verhalten, sodass sie eine verteidigende Haltung einnahm.

»Ich verberge gar nichts. Und selbst wenn, was wäre daran schlimm? Ich finde Freiheit wichtig.«

Einen kurzen Moment lang mischte sich Abscheu in Fynns Gesichtsausdruck. »Du redest ja schon wie eine Terroristin«, erwiderte er. »Sei lieber vorsichtig! Wenn sie dich solche Dinge sagen hören, bist du schnell auf der roten Liste.«

Emilia schritt auf ihren Klassenkameraden zu und beugte sich vor sein Gesicht. »Und rate mal, was sie dann machen! Sie schauen, mit wem ich Kontakt hatte und die kommen dann auch auf die Liste.« Der Junge suchte ruckartig Abstand von ihr. »Und dann schauen sie sich dein Handy an und sehen, dass du mehrere Minuten hier vor meiner Haustür gestoppt hast!«

Als wäre er vom Blitz getroffen worden, fuhr Fynn los und ließ die grinsende Emilia hinter sich zurück. *Schnell fahren bringt dir jetzt auch nichts mehr*, dachte sie mit einem Kopfschütteln. Da sie nun aber vollends am zusammenfrieren war, entschloss sie sich wieder ins Haus zu gehen. Die Taube würde ihren Weg ohnehin finden, dennoch konnte das Mädchen die Ankunft nie erwarten.

Das Innere des Hauses entsprach im Grunde dem Äußeren – alte Möbel, Technik aus grauer Vorzeit, Spinnweben. Weder sie noch ihr Großvater hielten allzu viel davon, die geräumige Wohnung regelmäßig zu putzen. Kaum drin, wandte sie sich nach rechts, da dort eine Treppe hinab in den Keller führte. Bevor sie unten angekommen war, fiel ihr der bläuliche Schimmer des Kellers in die Augen, den all die elektronischen Geräte emitierten, die sich dort unten befanden.

»Ich bin zurück, Opa!«, rief sie unten angelangt, während ihr Großvater vor zwei stattlichen Bildschirmen hockte und auf einer Tastatur schrieb. Der ganze Keller stellte einen krassen Unterschied zum Rest des Hauses dar – die neusten Geräte, zahllose Bildschirme, Server, externe Festplatten und Desktop-PCs, sauber nebeneinandergereiht füllten den Raum bis zur Decke hin und schufen eine Atmosphäre wie aus einem Science-Fiction-Roman.

»Hast du die Briefe abgeschickt?«, fragte ihr einziger naher Verwandte. Dafür, dass es sich dabei um ihren Großvater handelte, genoss er noch ein recht jugendliches Alter von etwas über 56 Jahren.

»Ja«, antwortete Emilia und beobachtete den Bildschirm, an dem er sich zu schaffen machte. »Soll ich noch eine verschicken?«, fragte sie, als sie erkannte, dass er eine Nachricht an jemanden schrieb.

»Nein, das wird schon gehen. Ich schreibe ihm eine Mail.«

»Sicher? Das macht mir nichts aus.«

»Schon gut, Kleines. Hilf mir lieber hier unten.«

Seit sie 17 geworden war, half Emilia ihrem Großvater bei der Arbeit aus – und verdiente selbst daran. Vertrauenswürdige Leute waren in diesen Zeiten selten zu finden, sodass man sich letztlich entschieden hatte, wichtige Serverräume in abgelegenen Orten zu errichten. Eigentlich bräuchte es mehr als zwei Personen, um diese Infrastruktur am Laufen zu halten, doch ihr Großvater war zu einem großen Teil selber schuld, da er die meisten Geräte selbst gekauft und installiert hatte.

»Woran arbeitest du gerade?«

»Ich habe bis eben den Tag damit verbracht, die neu gewonnenen Daten zu strukturieren. Glücklicherweise kommen immer mehr davon rein. Und jetzt beschäftige ich mich mit der Überprüfung einiger statistischer Ausleseverfahren. Vielleicht haben sie ja etwas ausgespuckt. Setz' dich mal an deinen Platz, ich zeige dir, was ich meine. Ein Kollege aus der vierten Abteilung hat beispielsweise zeigen können, dass Delinquenz zu 0.6 mit häufigem Besuch bestimmter Foren korreliert, und mich interessiert hier die Richtung der Kausalität ...«

Emilia tat, wie ihr geheißen, und half für den Rest des Tages aus.

Am nächsten Morgen, um sechs Uhr, klingelte der Wecker. Sie verfluchte das schnelle Vorübergehen des Wochenendes und stand auf. Umso schwerer fiel ihr das, weil sie in der ersten Stunde Montags das Unterrichtsfach *Politisches Reden* durchleiden musste, eines der langweiligsten Fächer, das man sich überhaupt hätte ausdenken können. Da die Müdigkeit sie alle paar Minuten übermannte und einen Schleier über ihre Wahrnehmung legte, dauerte es gefühlt nur kurz, bis sie sich im Klassenzimmer wiederfand und sich die klare, einstudiert betonte Sprachmelodie der Lehrerin in ihr Bewusstsein schnitt.

»Wie ihr, wenn ihr die Hausaufgabe erledigt habt, wissen solltet, wurde letzten Freitag das neue Antiverschwörungsgesetz verabschiedet. Wer kann noch einmal erklären, was die Änderungen sind, die dadurch in Kraft treten?«

Einige ambitionierte Schüler meldeten sich, von denen die Lehrerin ein Mädchen mit schwarzen Haaren und Sommersprossen herauspickte. »Ja, Kassandra?«

»Die wesentliche Änderung ist wohl, dass die Menschen alle Freiheit verloren haben und nun wie Schweine die Schnauze in den Futtertrog stecken sollen.«

Viele atmeten schockiert ein, drehten ihre Köpfe zur Mitschülerin um, die diese Worte fabriziert hatte. Die Lehrerin wirkte ungehalten und schüttelte kurz den Kopf. »Bitte, Kassandra. Wir sind im Fach Politisches Reden. Drückt euch sachlich aus und verwirrt einander nicht durch Lügenmärchen. Ja, Gabriel?«

»Das Antiverschwörungsgesetz wurde als Ergänzung zum Gesetz zur Wahrung des Geheimnisflusses und zum Gemeinschaftsschutzgesetz entwickelt. Es soll verhindern, dass einzelne die Macht bekommen können, der Bevölkerung signifikanten Schaden zuzufügen.«

Eine andere Schülerin meldete sich. »Ich frage mich, wieso es da jetzt noch ein neues Gesetz geben musste? Reicht das Gemeinschaftsschutzgesetz nicht?«

Die Lehrerin nickte und setzte zu einer Erklärung an. »Das Gemeinschaftsschutzgesetz besagt lediglich, dass einzelne Menschen, die sich zu sehr von der normalen Allgemeinheit unterscheiden, unter Beobachtung gestellt werden dürfen. Doch das hat nicht ausgereicht – auf der Suche nach Terroristen ist man oft an das Problem

gestoßen, dass man direkt handeln muss, weil es sonst zu spät sein könnte. Das Antiverschwörungsgesetz soll die Demokratie noch weiter vor Schaden durch deviante Meinungs- und Tätigkeitsexpression schützen.«

Viele der Schüler nickten. Emilia fragte sich, ob sie wirklich verstanden hatten, was die Lehrerin gerade von erklärt hatte, während sie für einen Moment aus ihrem Halbschlaf erwachte.

»Dann kommen wir jetzt zur politischen Diskussion. Bitte bedenkt – alle Meinungen sind geduldet und erwünscht, solange sie sich sinnvoll begründen lassen. Bitte vermeidet die Konstrukte des Populismus und der Polemik, die wir in den vergangenen Stunden behandelt haben.«

Kassandra hob die Hand und begann: »Wir sollten sehr vorsichtig sein. Der Staat sammelt schon lange sämtliche Verbindungsdaten und Inhalte aller Nachrichten, die digital übertragen werden. Man scannt sogar die Inhalte der Briefe! Alle Gesetze, die darauf aufbauen, sollten uns zu denken geben. Überwachungskameras, Datenspeicherung ... für mich wirkt es so, als hätten wir längst keine Privatsphäre mehr.«

Darauf erwiderte Fynn: »Wieso denn? Der Staat gibt die Informationen ja nicht weiter, und die Beamten, die damit beauftragt wurden, tun all das nur, um für Sicherheit und Frieden zu sorgen.«

Eine andere Hand schob sich langsam durch die Luft hinauf. »Andererseits weiß ja niemand, ob das Ganze nicht irgendwann in die falschen Hände geraten könnte.«

»Also würdest du lieber aus Angst davor gar nichts tun?!«, raunte jemand aus der hinteren Reihe, woraufhin das Mädchen sofort den Kopf schüttelte und vorsichtig und vehement zugleich widersprach.

»Nein, gar nicht. Nur ... ich finde, es ist richtig, dass der Staat sich darum kümmert, nur sollte man sich davor schützen, dass die Informationen von Verbrechern benutzt werden können. Wir müssen ganz vorsichtig sein. Niemand Böses darf diese Informationen erhalten.«

»Was für ein Blödsinn«, fuhr Kassandra dazwischen. »Es gibt gar keine bösen Hände, in die diese Daten fallen könnten. Es ist die Idee an sich, die das Böse beinhaltet. Selbst der reinste Mensch wird fallen, wenn sich Hass in seine Adern schneidet. Kein Mensch ist böse und wir müssen uns vor bösen Menschen auch nicht schützen. Es sind die Umstände, die Böses verursachen. Das, worin wir eingebettet wurden, das, was wir erschaffen haben. Unsere Welt.«

»Wenn ich deine Tiraden höre, kommt es mir so vor, als hättest du etwas zu verbergen.«

»Darum geht es doch nicht«, antwortete das Mädchen etwas genervt. »Wenn kein Mensch etwas zu verbergen haben darf, bedeutet das letztlich, dass die Masse kein Geheimnis vor dem Staat haben darf. Ist das nicht ungerecht? Wieso darf das Volk vor dem Staat keine Geheimnisse haben, der Staat vor dem Volk aber schon? Es ist ja nicht so, als wüssten wir über das Bescheid, was die Regierung tut.«

»Das klingt fast so, als würdest du behaupten, die Regierung wäre der Feind der Menschen«, fuhr jemand dazwischen. »Du scheinst zu vergessen, dass der Staat zum Volk gehört! Wieso sollte er sich gegen das Volk wenden? Das ist doch komplett aus der Luft gegriffen. Nenne mir ein Beispiel, wo das je passiert sein soll.«

Kassandra verdrehte die Augen. Sie dachte kurz nach, bevor sie die nächsten Worte äußerte: »Ich glaube, heute ... ist der Feind der Staat, ja.«

Tumult brach in der Klasse aus. Emilia hörte mehr als einmal das Wort Terroristin an sich vorbeigrollen, kurz darauf wurde Kassandra zum Direktor geschickt.

Nachdem sie die Lage unter Kontrolle gebracht hatte, brauchte die Lehrerin einen Moment, sich wieder zu

sammeln. Dann sprach sie weiter: »Wir wollen die Diskussion jetzt beenden, aber ich würde vorher noch jemanden darum bitten, ein paar Schlussworte zu sagen. Aber um Gottes Willen, macht es nicht wie eure Mitschülerin. Bleibt sachlich. Wir sind im Fach Politisches Reden.«

Gabriel meldete sich. Er stand auf und blickte sich in der Klasse um, schaute seinen Mitschülern in die Gesichter. »Wir leben in schweren Zeiten. Die Wirtschaft erholt sich kaum und immer wieder hören wir Meldungen, wie terroristische Anschläge gewaltigen Ausmaßes verhindert werden konnten. Das zeigt uns zwei Dinge – erst einmal, dass die Gefahr da draußen ist. Der Terror ist da, verdeckt durch Geheimnisse und versucht sich den Weg in unsere Gedanken zu bahnen. Doch andererseits zeigt auch, dass der Weg, den wir eingeschlagen haben, funktioniert. Seit langem ist es zu keinem Anschlag mehr gekommen.

Doch es gibt auch Schattenseiten. Jeder zehnte ›Mensch‹ in der Bevölkerung ist ein Psychopath - das wurde durch Studien bewiesen. Außerdem haben sich bereits 10% der Bevölkerung terroristisch verhalten oder befinden sich in extremen Parteien. Das kann kein Zufall sein. Diejenigen, die unsere mühsam aufgebaute Demokratie zerstören wollen ... unser Miteinander ... Das sind jetzt keine Terroristen mehr ... nein, das sind ... Tyrannen. Vergewaltigungs-Tyrannen, denn sie missbrauchen die Freiheit dieses Landes, um uns unter ihr Joch zu binden. Dem können wir nur noch eins entgegenstellen: Noch mehr Gemeinschaft. Noch mehr Mut.

Wir müssen den Mut haben, über die Wege und Mittel der großen Menschen, die dieses Land einst erbaut haben, hinauszudenken, um ihren und unseren Traum zu erfüllen, nämlich dass jeder gute Bürger in diesem Land sicher hier leben kann.«

Applaus erklang.

Nach einem mühseligen, gähnererregenden Tag, machte sich Emilia wieder auf nach Hause. Dort angelangt, kümmerte sie sich zunächst um ihre Tauben. Sie verschickte zwei Briefe und las vier, die in der Zwischenzeit angekommen waren. Daraufhin gab sie sich wieder zu ihrem Großvater und half ihm aus.

»Schau hier«, erklärte er, als sie angekommen war, »wir haben ein neues System implementiert. Es sucht automatisch in der Bevölkerung nach Abweichlern, zeigt sie auf und wenn einer gefunden wurde, leuchtet diese Lampe hier.« Er deutete auf eine rote Diode auf dem schwarzen Kasten, über den er sich gerade beugte.

»Wie funktioniert das?«

»Das geht recht einfach. Das System fängt damit an, die Verbindungen aller gefangenen Terroristen abzufragen. Daraufhin wird Menschen, mit denen sie in Verbindung standen, ein Punkt gutgeschrieben. Außerdem geht das System sämtliche Nachrichten durch, die jemand in schriftlicher Form oder mündlicher Form, wie beispielsweise über das Handy, nach außen gibt. Wird ein bestimmter von der Norm abweichender Informationsinhalt nachgewiesen, bekommt die betreffende Person wiederum einen Punkt. Es gibt viele Verhaltensweise, die Punkte auslösen. Sich nachts oft draußen bewegen, Daten verschlüsseln, bar bezahlen.«

»Das ist genial ...«, sagte Emilia, und ihre Augen leuchteten. »Bisher mussten wir das immer von Hand machen! Und jetzt brauchen wir nur noch die Personen überprüfen, die das System ausspuckt? Ich nehme an, die Diode leuchtet bei einer bestimmten Punktzahl?«

»Haha«, lachte der alte, »Drei Punkte! Aber nein, wir müssen sie gar nicht überprüfen. Statistische Daten

haben ergeben ...«

»... dass der Verdacht bei jemandem, der drei Punkte hat, bereits hinreichend groß ist?«, fragte das Mädchen enthusiastisch.

»Ja, genau. Die Daten bisheriger Straftäter zeigen, dass bei drei Punkten die Wahrscheinlichkeit, dass ein Gericht ein Urteil erwirken wird, bei rund 85% liegen. Die Fehlerquote ist also nur gering. Wenn, sagen wir, jemand mit einem verurteilten Terroristen mehrfach Kontakt hatte und er andererseits selbst durch Verhalten aufgefallen ist, können wir das jetzt sofort der Polizei melden, dank des neuen Gesetzes. Er wird dann für fünf Tage inhaftiert.«

»Ja. Ich habe ja die Daten untersucht – es ist oftmals ineffizient, die Leute sofort zu befragen, da sie zu diesem Zeitpunkt nur wenig Auskunft geben. Sie erst zu inhaftieren ermöglicht einerseits zu sehen, wer in diesem Zeitraum versucht, sie zu kontaktieren, und andererseits sind sie dann im Schnitt um 40% gesprächiger, wenn sie wieder rauskommen.«

»Richtig«, nickte ihr Großvater und freute sich über ihren hellen Verstand. »Wenn sie dann nicht Passwörter und Chiffrierdaten offenlegen, erfüllt das den Tatbestand der Geheimniskrämerei, dank dem Gesetz zur Wahrung des Geheimnisflusses.«

Emilia grinste den Alten an. »Oh man, wenn ich mich zurückerinnere, wie schwer es noch vor ein paar Jahren gewesen sein muss, Terroristen zu finden ...«

»Ach ja ...«, sagte ihr Großvater daraufhin. »Es scheint, als hätten wir einen Punkt bekommen. Ich weiß ja nicht, mit wem du noch mit den Tauben Kontakt hältst, aber ich wollte dir nur sagen ... wenn jemand unter ihnen ist, der nicht vertrauenswürdig ist, dann stell die Kommunikation bitte ein. Nicht, dass noch jemand denkt, wir würden Daten an Terroristen weitergeben.«

Emilia lief es kalt den Rücken herunter, doch sie schüttelte den Kopf und lächelte. »Der Punkt muss von meinem Klassenkameraden kommen, den ich gestern etwas auf den Arm genommen habe.«

Sie redeten noch weiter darüber, bis Emilia zu müde wurde und sich in ihr Zimmer zurückzog.

Sie legte sich aufs Bett, rollte sich zusammen und starrte eine Weile in die Leere. Ihr blanker Gesichtsausdruck, der keine Emotion verriet, ließ sie fast wie eine Statue erscheinen, während sie den Staubkörnern im Lichtkegel der Zimmerlampe beim Fallen zusah. Ein starkes Gefühl des Alleinseins machte sich in ihr breit und verdrängte alle anderen Gedanken.

Plötzlich begann sie zu schluchzen. Sie krampfte sich zusammen, bis sie, erschöpft, nach einer Weile zum Schreibtisch wechselte und sich vor ein leeres Papier setzte.

*Liebe Nathalie,*

*das hier ist wohl mein letzter Brief an dich. Es tut mir so Leid. Ich kann nicht mehr.*

Zunächst wollte sie es dabei belassen, doch dann setzte sie erneut an und schrieb weiter.

*Ich weiß, dass wir geschworen haben, das gemeinsam durchzustehen. Seit du damals weggezogen bist, habe ich die Briefwechsel mit dir am meisten genossen, und es war mein innigster Wunsch, zu helfen. Bitte antworte*

*nicht auf diesen Brief, da man ihn schlimmstenfalls auf dich zurückverfolgen könnte. Behalte ihn, wenn du ohne mich weitermachen möchtest, verbrenne ihn, falls nicht. Ich möchte, dass du weißt, dass ich immer an dich glauben werde, und daran, dass die Freiheit in diesem Land obsiegen kann. Dennoch wird mir das alles zu viel. Die Lügen ... der Druck ... und ach, die arme Cassandra. Sie heute zu hören hat mir fast das Herz gebrochen. Es geht nicht weiter. Es muss sich etwas ändern. Bitte denk nicht zu schlecht von mir. Noch scheinen die Tauben unentdeckt zu sein – nutzt sie.*

*In aller Liebe,  
deine Emilia.*

Nachdem sie den Brief zu Ende geschrieben hatte, chiffrierte sie ihn mittels eines One-Time-Pads. Für genau diesen Fall hatten sie und Nathalie zuvor einen Schlüssel ausgetauscht, um selbst im Falle eines Abfangens der Taube zu verhindern, dass sie Informationen preisgeben kann.

Der Verschlüsselungsvorgang war aufwändig und mühselig. Schließlich verbrannte Emilia das Original sowie das Schlüsselpapier und fiel ins Bett.

Der Klang des Weckers bohrte sich am nächsten Morgen wieder in ihr Bewusstsein, doch anstelle aufzustehen und sich auf den Weg zur Schule zu machen, blieb Emilia im Bett liegen. Sie wartete eine Stunde, bis ihr Großvater aufgestanden und zur Dienstags-Büroarbeit aus dem Haus gefahren war. Dann stand sie auf und blickte aus dem Fenster. Eine dicke Nebelschwade verhing die gesamte Umgebung und machte ein durchschauen der Welt unmöglich.

Unten im Stall ließ Emilia daraufhin die Taube Klara davonfliegen, im Gepäck den Brief, den sie am Vortag geschrieben hatte. Emilias Gliedmaßen fühlen sich taub an, was allerdings kaum an der ziehenden Kälte lag.

Sie saß auf dem unbequemen Holzstuhl, der vor dem Schreibtisch im Taubenstall stand, an dem sie gewöhnlich alle Nachrichten aufschrieb. Ihr Großvater hatte seit jeher Tauben geliebt. Und vor allem für jemanden, der im Nachrichtendienst tätig war, boten sich Tauben als Nachrichtenübermittler an, da sie keinerlei digitale Spuren hinterlassen konnten. *Irgendwie gehen wir rückwärts*, dachte Emilia mit einem zitronensauren Lächeln.

Ursprünglich hatte sie ihrem Großvater, der sich seit jeher um sie gekümmert hatte, nur helfen wollen. Immer weiter rutschte sie in dieses Getriebe hinein, das sie von Grund auf verabscheute. Doch ihr Großvater tat all das, um den Menschen zu helfen. *Was bin ich für eine Enkelin, die das nicht unterstützt?*

Schließlich stand sie langsam auf und begab sich zur eigentlichen Garage, die auf der anderen Seite des Hauses lag. Schwermütig griff sie einen großen grünen Kasten und versuchte ihn aufzuheben – doch er regte sich nur einen Bruchteil so leicht, wie sie sich gewünscht hätte. Ihr blieb nichts anderes übrig, als den Griff festzuhalten und den Kanister rückwärtsgehend hinter sich herzuziehen. Draußen kroch ihr die Kälte unter die Kleidung und ihr Rücken begann zu schmerzen, während sich die Strecke viel zu weit hinzog. Im Haus brauchte sie eine kurze Verschnaufpause.

Schwer atmend saß sie da und zitterte. Schwindel ergriff von ihrem Kopf Besitz und sie ahnte, dass ihre Blutzufuhr den Soll nicht erfüllte. *Fehlt nur noch die Treppe.*

Der deutlich schwierigste Teil ihres Unterfangens, da sie es irgendwie bewerkstelligen musste, den Kanister

von 20 Kilogramm Gewicht nach unten zu befördern. Das kostete sie eine Menge Zeit, da sie Praktisch auf jeder Treppenstufe noch einmal absetzen musste, um zu verhindern, dass sie irgendwie abrutschte.

Unten angelangt, stellte sie das metallene Gefäß in die Mitte des Serverraums und wollte versuchen, den Inhalt möglichst gleichmäßig zu verteilen. Sie öffnete es und kippte es leicht zur Seite, woraufhin sich der Inhalt langsam über den Boden ergoss. Nachdem sie einen größeren Teil hinausbefördert und den Kasten erleichtert hatte, versuchte sie, ihn anzuheben und über die Computer zu verteilen.

Dennoch war das Gewicht etwas zu groß, sodass sie auf dem Boden ausrutschte und sich rücklings in einer Lache voller Benzin wiederfand. Der Geruch stieg ihr beißend in die Nase, während der umgekippte Kanister weiter seinen Inhalt in den Raum ergoss.

Eine Weile lang lag sie einfach da.

*Was mache ich hier eigentlich? Als ob das irgendetwas nützen würde.*

Die Lichter der Geräte blinkten fröhlich vor sich hin, während der Inhalt weiter nach Verbrechern suchte.

Sie dachte nach über das Loch in ihrem Herzen und überlegte, wie es Nathalie wohl ergehen würde, sobald sie die Taube erhalten hatte. Endlich stand Emilia auf und lief zu den ersten Treppenstufen. Als sie sich ungefähr auf halbem Weg nach oben befand, drehte sie sich um und blickte nach unten. Der blaue Schimmer flackerte zu ihr hinauf, als würde er um Gnade flehen.

Doch für die junge Revolutionärin wurde es Zeit, selbst Farbe zu bekennen.

Sie zündete ein Streichholz, woraufhin ihre in Benzin getränkte Kleidung sofort zu brennen begann. Panisch riss sie sich die glühenden Fetzen vom Leib und warf sie hinunter, woraufhin sich unter Emilia ein Flammenmeer eröffnete.

Lichterloh brannte das Haus an diesem Tag. Kaum jemand merkte es, bis es zu spät war, da der Nebel die Tat für alle Augen verdeckt hielt.

Und die Tauben flogen aus.